

WARBURG INSTITUTE

FBE 35





f
b
c E

35

26/
361 ✓

f
h
e
35

EUGEN MOGK:

Über Los, Zauber und Weissagung bei den Germanen.

(Eine Bemerkung zum 10. Kap. der Germania des Tacitus.)

Zu einer Zeit, wo die germanische Philologie und Altertums-
kunde in der Gestalt des erwachten Dornröschens durch die
Lande ging, zog man mit besonderer Vorliebe eddische Lieder
und nordische Sagen zur Erhärtung altdeutscher Verhältnisse
heran. Unterdessen hat die Forschung der nordischen Lite-
ratur den Platz eingeräumt, der ihr gebührt: es ist die Dich-
tung des nordgermanischen Stammes, die nicht entstanden sein
kann vor seiner nationalen Erhebung in der Zeit der Wikinger-
züge und die vielfach von der abendländischen Kulturwelle des
früheren Mittelalters berührt ist. Geschichte der europäischen
Völker im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung und Kenntnis
ihrer Kultur ist daher die Grundlage, die uns erst die nordischen
Quellen verstehen und recht würdigen läßt. Wie auf manchem
Gebiete der deutschen Altertumskunde, so dünkt mich auch
eine sonderbare Verquickung nordischer Verhältnisse mit dem
10. Kap. der Taciteischen Germania stattgefunden zu haben,
die sich bei genauerer Prüfung nicht halten läßt.

Germ. Kap. 10 handelt bekanntlich vom Loswerfen der
alten Germanen. »Sortes consuetudo simplex«, heißt es dort;

»virgam frugiferae arbori decisam in surculos amputant eosque notis quibusdam discretos super candidam vestem temere ac fortuito spargunt«. Alsdann hebt bei öffentlicher Beratung der »sacerdos civitatis«, bei Familienangelegenheiten der »pater familiae« dreimal je ein Stäbchen auf, nachdem er zuvor die Götter angerufen hat, und deutet (»interpretatur«) die in die Stäbchen eingeritzten Zeichen. Ist es nach diesen der Wille der Götter, ihr Ohr für die heutige Beratung den Menschen zu leihen, so wird weiter die »fides auspiciorum« in Anspruch genommen; haben sie dagegen verneint, so läßt man für diesen Tag die weitere Befragung auf sich beruhen. — Es ist viel über dies Kapitel gesagt und gestritten worden¹, aber keine Arbeit ist für die Stelle so entscheidend gewesen, wie die lehrreichen und tiefen Untersuchungen von v. Liliencron und Müllenhoff², die noch bis in die neueste Zeit die Wissenschaft beherrschen³. Im Mittelpunkte der Forschung stehen dabei die »notae«, in denen man formell die germanischen Runen, inhaltlich die Versmaterie alter Lieder erkannt zu haben meint. »Bevor die Runen« äußert v. Liliencron »zum Schreiben gebraucht wurden, waren sie mystische Zeichen, der Ausdruck von Zauberformeln, die Tacitus »notae« nennt. Man schnitt diese in Stäbchen, und aus ihnen konnte der Kundige religiöse Formeln (»carmina«) bilden und zusammensetzen. Die Runen stellten in ihrer Reihe die Zahl der Anlaute dar, auf deren Gleichklang die altgermanische Poesie aufgebaut ist. Die Zusammensetzung der Runen erfolgt nach Art der nordischen Kenningar, denn in diesen steckt die eigentliche Versmaterie, und wie diese umfassen auch die Runennamen das gesamte

¹ Vgl. Baumstark, Ausführl. Erläuterung des allgem. Teiles der Germ. S. 435 ff.

² Zur Runenlehre. Zwei Abhandlungen von R. v. Liliencron und K. Müllenhoff. Aus der allgem. Monatsschr. f. Wissensch. u. Litt. Halle 1852.

³ R. M. Meyer, Die altgerm. Poesie nach ihren formelhaften Elementen beschrieben S. 494. D. Comparetti, Der Kalewala S. 265.

germanische Leben. Dieser Gebrauch der Runen ist gemein-germanisch, gehört also einer Zeit an, die vor der Trennung der Stämme liegt.*

Unterdessen ist durch die Forschungen Kirchhoffs, und namentlich Wimmers¹ die Geschichte der Schriftrunen in ganz neues Licht gestellt, und die Resultate haben Thatsachen klar gelegt, mit denen sich auch jene Auffassung von den mystischen Zeichen nicht gut vereinigen läßt. Infolge von Wimmers Forschung steht fest: 1. dafs die germanischen Schriftrunen erst in historischer Zeit, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, von den Römern zu den Germanen gekommen und hier von Stamm zu Stamm gewandert sind, und 2. dafs die längere Runenreihe die ältere, die allen germanischen Stämmen gemeinsame ist. Daraus geht aber hervor, dafs die Runenzeichen, wie wir sie aus den Schriftrunen kennen und die sich nach Liliencrons Auffassung mit den mystischen Zeichen decken sollen, nicht gemein-germanisch sein können. Ferner können die Schriftrunenzeichen nicht alle zur Bildung des Reimstabes verwendet worden sein, da mehrere Zeichen der älteren Reihe nicht im Anlaute stehen dürfen (so Ψ , \mathbb{H}). Endlich sind die Kenningar ausschliesslich der norwegisch-isländischen Dichtung eigen und dürfen daher nicht schlechthin für süd- oder urgermanische Poesie in Anspruch genommen werden. Zwar wäre an und für sich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dafs bei Tacitus bereits die späteren Schriftzeichen gemeint sein könnten. Tacitus hat die Nachrichten im allgemeinen Teile der Germania namentlich aus Westdeutschland; wie groß aber hier in der Zeit zwischen Cäsar und Tacitus der römische Einfluß gewesen ist, ist bekannt². Allein dieser Möglichkeit wird dadurch der

¹ Das gothische Runenalphabet. 2. Aufl. Berlin 1854.

² Die Runenschrift, übersetzt von Holthausen. Berlin 1887.

³ Hübner, Röm. Herrschaft in Westeuropa S. 116 ff. Mommsen, Röm. Gesch. V. 153 f.

Boden entzogen, daß bereits Cäsar an zwei Stellen von den »sortes« der Germanen, die nicht von denen des Tacitus zu trennen sind, spricht¹. Somit steht fest, daß die Germanen bereits vor der Zeit des römischen Einflusses Stäbchen mit gewissen Zeichen kannten, aus denen man den Willen der Götter las.

Gehen wir von der Deutung v. Liliencrons und Müllenhoffs aus; so knüpfen sich aber auch noch weitere Schwierigkeiten und Widersprüche an jenes 10. Kap. der Germania, die uns die beiden Gelehrten nicht erklären. Fassen wir die »notae« als mystische Zeichen auf, aus denen der Kundige in poetischer Form die Zukunft zu offenbaren verstand, so erklären sich gewifs am einfachsten die Worte: »*sublatos secundum impressam ante notam interpretatur.*« Allein eine solche Interpretatio in Müllenhoffs Sinne kann m. E. nicht »simplex« genannt werden; sie verlangt genaue Kenntniss der Zeichen, ihres materiellen Inhalts und Beherrschung der metrischen Form und Gesetze. Daß aber das »simplex« des Tacitus ausschliesslich auf den Modus des Losens, nicht auf das »Numerische der Einheit«, wie Baumstark annimmt, gehen kann, lehren sowohl der Zusammenhang und die Thatsache, daß es bei den Germanen verschiedene Arten des Losens giebt², als auch der Umstand, daß dieser Akt nach Tacitus eigenen Worten nicht nur vom Priester, sondern von jedem Familienvater, d. h. anders ausgedrückt, von jedem im Volke vorgenommen werden kann und gegebenenfalls auch vorgenommen wird. Demnach dürfen wir nicht aus den Worten des Tacitus auf Lieder, die bei dem Losen eine Rolle spielen, schliessen, ebensowenig wie wir in den »notae« uns überlieferte Runenzeichen zu suchen haben. Und diese Thatsache wird fast durch alle Stellen, wo wir über altgermanisches Losen lesen, gestützt, mag das Los zwischen

¹ Bell. gall. I. c. 50. 53.

² Müllenhoff a. a. O. S. 40 ff. Homeyer, Über das germ. Losen. Berl. 1854.

zwei oder mehreren Möglichkeiten entscheiden, mag es staatsrechtlicher Natur sein oder civilrechtlicher, mochte man von zwei Losen eins ziehen oder von einer gröfseren Anzahl drei, wie es nach Tacitus der Fall gewesen zu sein scheint.

Allerdings werden zuweilen bei der Weissagung »incantationes« (Zauberlieder) oder »carmina« erwähnt¹, allein diese sind sicher nicht aus den dabei gebrauchten Zeichen erschlossen, sondern gehen neben diesen her; es sind Zauberlieder, wie diese Zauberzeichen. Um dies zu verstehen, müssen wir wissen, welche Bewandnis es mit der Weissagung hat.

Nach allgemein germanischem Volksglauben, der in der nordischen Dichtung eine höhere Form erlangt hat, sind die Toten, die Geister der Abgeschiedenen, diejenigen, die den Menschen die Zukunft offenbaren². Selbst der heutige Spiritualismus ist nichts anderes als eine Seite dieses Volksglaubens. Daher erklärt es sich, dafs Weissagung vor allem bei Todesfällen, an den Gräbern der Toten, zu den Zeiten, wo die Geister ihr großes Fest feiern, stattfinden. Will in der altskandinavischen Dichtung jemand die Zukunft erfahren, so ruft er durch Zauber die Toten aus dem Grabe und zwingt sie, Rede und Antwort zu geben. So geht Odin zur Völva und ruft sie aus dem Grabe, um sich die Träume Baldrs deuten zu lassen³; Freyja weckt in den Hyndluljóð die Hyndla, damit sie ihr das Geschick ihres Günstlings Ottar künde⁴. So weckt Svipdagr seine Mutter Gróa, um von ihr die Zukunft zu erfahren⁵; so kündet nach der Hervararsaga Angantýr, nachdem

¹ Ammian. Marc. 31. 2 § 24. Hraban. Maur. De invent. linguarum (Grimm, Runen S. 81 f.); in Laymons Bearbeitung Gottfrieds von Monmouth (Lond. Archaeol. XXVIII. 332); Lencquist, De superst. vet. Fennorum p. 91 f. (hierin standen die Finnen ganz unter germanischem Einflusse).

² Vgl. die weiteren Ausführungen in Pauls Grundrifs der germ. Phil. I, 1135 f. und Finnur Jónsson, in Þrjár ritgjörðir S. 1 ff.

³ Norroen Fornkvæði hrg. v. Bugge S. 135.

⁴ ebd. 152.

⁵ ebd. 338

er dem Grabhügel entstiegen ist, seiner Tochter Hervör ihr Geschick¹.

Eine ganze Reihe ähnlicher Beispiele liefse sich anführen. Diesen Fällen aus heidnischer Zeit entsprechen die ebenso zahlreichen Beispiele von Totenbeschwörung in Deutschland aus alter und neuer Zeit, wo man die Toten ruft, um von ihnen die Zukunft zu erfahren². Um die Toten zu zwingen, Rede zu stehen, bedient man sich des Totenzaubers (altn. »valgaldr«), der in Zauberlied und Zauberhandlung besteht. Wir haben hierüber eine klare Beschreibung, die aus dem Norden stammt und der letzten Zeit des Heidentums angehört; sie findet sich in der Saga von Eirik dem Roten³.

Auf einem Gehöfte in Grönland, das von Isländern erbaut und bewohnt war, befand sich ein Weib Namens Thorbjörg. Sie war eine Weissagerin und hieß die kleine Völva. Diese pflegte zur Winterszeit von einem Juschmause zum andern zu ziehen und aller Orten die Männer zu entbieten, die ihr Schicksal und den Verlauf des neuen Jahres zu erfahren wünschten. Nun war aber in jener Zeit in Grönland infolge schlechten Wetters Elend und Krankheit eingetreten; deshalb entbot der Bonde Thorkell die Völve zu sich, um zu erfahren, wie lange die traurige Zeit noch anhalten werde. Die Frau wurde, wie es Sitte war, mit allen Ehren empfangen. Ein Hochsitz war für sie bereitet und mit Kissen belegt. Gegen Abend erschien sie in Begleitung des Boten, der nach ihr gesandt war. Sie war gehüllt in einen dunkelblauen Mantel, der von oben bis zum Schofs mit Steinen besetzt war. Ihren Hals schmückte eine Kette aus Glasperlen, und auf dem Kopfe trug sie eine Mütze aus schwarzem Lammfelle, die inwendig mit weißem Katzenbalg gefüttert war. In der Hand hatte sie einen Stab, an dem sich ein mit Steinen gezielter Messingknopf befand

¹ Hervararsaga ed. Bugge S. 214 ff.

² Pauls Grundriß a. a. O. Wuttke, Aberglaube § 773 f.

³ Eirikssaga rauða hrg. von G. Storm S. 14 ff.

(nach diesem Stabe hießen die Wahrsagerinnen »völvur« d. i. Stabträgerinnen). An ihrem Gürtel befand sich eine große Ledertasche, und darin war das Handwerkszeug (»taufr«), das sie zum Zauber bedurfte. Ihre Füße hüllten kalblederne Schuhe, ihre Hände Handschuhe aus Katzenfell. Als sie in das Gehöft eintrat, empfingen sie alle Anwesenden mit ehrerbietigem Grufse. Jedem spendet sie Gegengrufs. Thorkell nimmt das liederkundige Weib an die Hand und führt sie zum Hochsitze. Dann fordert er sie auf, seine Familie, Herde, Wohnung in Augenschein zu nehmen. Bei allem spricht sie wenig. Darauf wird ihr der Tisch bereitet, und sie erhält ein Mahl, wie es Völvn zu empfangen pflegen: Grütze mit Ziegenmilch bereitet und dazu die Herzen aller geschlachteten Tiere. Sie gebrauchte dabei einen Löffel aus Messing und ein Messer aus Erz, dessen Spitze abgebrochen war. Nach Tische fragt sie der Wirt, ob sie vielleicht noch über dies oder jenes Auskunft wünsche und ob man nun die gewünschte Offenbarung bekommen könne. Thorbjörg antwortet, sie müsse zuvor schlafen, am nächsten Morgen wolle sie ihr Glück versuchen. Gegen Abend des folgenden Tages werden dann die Vorbereitungen zum Zauber getroffen. Da verlangt sie denn nach Frauen, die das Lied könnten, welches sie zum Zauber bedurfte und das die »vardlokur« (»Herbeirufung der Geister«) hieß. Solche Frauen fanden sich jedoch nicht. Endlich sagt die Gudrid: Weder bin ich des Zaubers noch der Prophetie kundig, doch lehrte mich meine Pflegemutter Halldis auf Island das Lied, das sie »vardlokur« nannte. Allein, wirft sie ein, sie könne damit nicht dienen, da sie Christin sei. Nach mancherlei Zureden läßt sich Gudrid endlich bewegen, das Lied zu singen. Dann ziehen die Frauen einen Kreis um den Zauberkessel, auf dem Thorbjörg sitzt, und Gudrid sang alsbald so schön, daß niemand dort einen so trefflichen Vortrag gehört hatte. Die Weissagerin bedankt sich und sagt, daß infolgedessen viele Geister (»nättúrur«) erschienen seien, die durchaus keinen Bei-

stand hätten leisten wollen. »Nun sind mir auch viele Dinge klar, die ich bisher nicht gewußt habe.« Darauf prophezeit sie jedem die Zukunft.

So weit die Erzählung. Der ganze Vorgang findet durch andere Stellen seine Bestätigung. So erzählt z. B. die Öv-roddssaga (Kap. 2), daß eine solche Völve von 15 Knaben und 15 Mädchen begleitet gewesen wäre, deren Aufgabe es war, jene Lieder zu singen. Aus diesen Berichten geht also hervor:

1. Die Geister wurden durch gewisse Lieder und durch konkrete Zauberhandlungen herbeigerufen.
2. Von den Geistern erhielten die Kundigen die Offenbarung.
3. Nur wenn die Geister da waren, war überhaupt ein Orakel möglich.

Von diesen Voraussetzungen aus werden uns viele Stellen der nordischen Dichtung erst klar und deutlich. Auf diese einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur auf eins sei noch hingewiesen: die lateinischen und griechischen Quellen, die über Weissagung bei den Germanen berichten, werden ebenfalls durch sie erst verständlich. Strabo, Plutarch, Tacitus, Prokopius und andere Schriftsteller erzählen, daß germanische Frauen aus dem Gemurmel der Flüsse und Quellen oder aus dem Rauschen des Windes in heiligen Hainen geweissagt hätten. Hier hausten die Geister; das Rauschen der Blätter, das Murmeln der Gewässer, das war ihre geheime Rede, die die Kundigen verstanden.

So erklärt sich nun auch der enge Zusammenhang zwischen Zauber und Weissagung, den Müllenhoff so schön dargelegt hat (a. a. O. S. 41 ff.). Allein der Zusammenhang ist nur ein indirekter: das Zauberlied zitiert die Geister bez. die Gottheit, welche die Zukunft offenbart.

Wie auch die Rune hierin wurzelt, soll an anderem Ort gezeigt werden. Es ist nicht richtig, wenn man das Wort

»Rune« für das Zauberzeichen — denn nur bei dem Zauber spielt das Runenzeichen eine Rolle — als die ursprüngliche Bedeutung auffasst. Eine Untersuchung des Wortes »Rune« bei den verschiedenen germanischen Stämmen lehrt, daß sein Inhalt von Haus aus auf das Ohr, nicht auf das Auge eingewirkt haben muß. Die Bedeutung »Zauberlied«, die das Wort in der altenglischen und altskandinavischen Volksdichtung noch hat¹, ist nicht die abgeblafte, sondern die ursprüngliche. Und in dieser ursprünglichen Bedeutung ist es auch von den Germanen zu den Finnen gewandert, wo es das Zauberlied und später das Lied schlechthin bedeutet (Kalewala S. 240 ff.). Es läßt sich mit der Sprachgeschichte nicht in Einklang bringen, wenn nach Comparetti das Wort erst im 9. Jahrhundert bei den Finnen Aufnahme gefunden haben soll. In dieser ursprünglichen Bedeutung berührt sich die Rune mit dem Spell, worüber vor kurzem E. Schröder so Treffliches und Lehrreiches geschrieben hat². Erst als aus dem Süden die römischen Zeichen kamen und man diese neben dem Zauberliede als magische Zeichen beim Zauber mit verwandte, ging das Wort »Rune« vom Zauberliede auch auf das Zeichen über und hat dann von hier aus besonders in der nordischen Dichtung der Wikingerzeit sich inhaltlich erweitert.

Nach diesen kurzen Bemerkungen komme ich auf das 10. Kap. des Tacitus zurück. Nehmen wir hier nicht Mißverständnis oder Vermischung verschiedener Bräuche an, so läßt sich dasselbe nur folgendermaßen auslegen. Die Sitte des Loswerfens ist einfach, infolgedessen kann sie jedermann üben. Der Zweig eines fruchttragenden Baumes wird in Stäbchen zerschnitten, und in diese werden gewisse Zeichen geritzt. Welcher Art diese gewesen sind, wird sich nie ermitteln lassen; jedenfalls sind es nicht die späteren Runenzeichen gewesen.

¹ Vgl. Uhland, Schriften VI, 262 ff. D. Comparetti, Kalewala S. 296 f.

² ZfdA. 37, 241 ff.

Auch sind sie sicher bei den verschiedenen Arten der Losung und in den einzelnen Gegenden verschieden gewesen¹. Diese werden dann auf ein weißes Tuch gestreut. Von ihnen nimmt, wenn in Staatsangelegenheiten das Los befragt werden soll, der Priester, nachdem er die Gottheit angerufen, dreimal je ein Stäbchen heraus und erklärt dann aus den Zeichen, ob die Gottheit den weiteren Gang der Verhandlung wünscht oder nicht. In Privatangelegenheiten thut es das Familienoberhaupt. Was dann weiter über die Befragung der Auspicien gesagt ist, die im Bejahungsfalle noch vorgenommen wird, so geht diese wohl nur auf die Staatsaktionen, was das »publica aluntur (equi)« erschließen läßt. Auf keinen Fall vermag ich in der Interpretatio der Zeichen eine tiefere Weisheit zu finden, als man sie bei der Benutzung der Losbücher im Mittelalter brauchte oder beim Kartenlegen unserer Tage voraussetzt.

¹ Ich möchte hier auf eine charakteristische Stelle verweisen, die zur Beleuchtung des Tacitus-Kapitels trefflich geeignet ist. Lencquist, *De superst. vet. Fennorum* p. 91 f. erzählt von dem Losen der Finnen, die dies von den Germanen haben: »Ex assulis ligneis cultro elaboratis conficiebant pinnulas plures quibus insculpebant singulis suum signum vel characterem peculiarem; dein mussitabant carmen consuetum; quo finito ex signo quod tum relinquebatur in manu conjectabant, utrum felix futura esset venatio, aut piscatura, ubi rependiendum foret animal deperditum« etc.





